

Grundzüge der Meritökonomie ^{1/}

Lorenz G. Löffler

Wir lesen im Evangelium des Lucas:

- 6.30 Wer dich bittet, dem gib; und wer dir das deine nimmt, da fordere es nicht wieder.
- 6.34 Und wenn ihr leihet, von denen ihr hoffet zu nehmen; was Danks habt ihr davon!
- 6.35 Leihet, dass ihr nicht dafür hoffet: so wird euer Lohn groß sein und werdet Kinder des Allerhöchsten sein.

Offenbar sind diese Aufforderungen mehr als nur ein Plädoyer für zinslose Darlehen, und auch mehr als nur ein Mythologem von der verkehrten Welt, das die Verhältnisse bestehen lässt und nur die Elemente vertauscht. Nicht zu Unrecht erschrecken die Hebräer ob dieser «gewaltigen Worte», und kaum minder wären wohl unsere christlichen Zeitgenossen erschrocken, sollte es einer Regierung einfallen, das «Wer dich bittet, dem gib» durch Gesetz erzwingen zu wollen. Wird hier doch, in letzter Konsequenz, die Grundkonzeption der Marktwirtschaft auf den Kopf gestellt: Ziel des Wirtschaftens müsste sein, die Waren möglichst unter dem Selbstkostenpreis auf den Markt zu bringen. Wollte nur ein einzelner so verfahren, wäre er alsbald bankrott. Was jedoch würde geschehen, wenn alle Produzenten die neue Wirtschaftsgesinnung übernähmen? Zins und Profit würden wohl verschwinden, doch müsste man weiterhin bestrebt sein, möglichst viel und mit geringem Kostenaufwand zu produzieren, denn nur wer über Güter verfügt und sie mehrt, kann sie denen geben, die darum bitten. Das Ziel wäre ein System, in dem jedem soviel Güter zukommen, wie er bedarf – nur müsste eben sichergestellt werden, dass sie verfügbar sind, mit anderen Worten, dass überhaupt ein Anreiz zur Produktion gegeben ist, sobald man auf Kosten anderer leben kann.

Jesus sagt zwar denen, die geben, ohne zu fordern, einen großen Lohn voraus, gibt aber nicht an, worin dieser besteht. Auch die Eschatologie des Kommunismus, die nicht minder auf ein «Jeder nach seinen Bedürfnissen» abzielt, schweigt sich über den Lohn der Liturgie aus. Sie setzt statt dessen auf das Verschwinden des Elends durch Abschaffung des Privateigentums an den Produktionsmitteln, und das Wirtschaftssystem der sozialistischen Staaten zeigt, dass dies allein nicht genügt, den Produktionswillen zu beflügeln. Indem Jesus auf das Leihen abhebt, erkennt er

^{1/} Quotation: Löffler, Lorenz G. 2002. In *Aussaaten, Ethnologische Schriften*, 19–25. Zürich, Switzerland: Argonaut-Verlag. Comment: See the list of publications for details. This paper and the list of publications are available as pdf files on this webpage: www.supras.biz/literature/loeffler.html .

Privateigentum ausdrücklich an; indem er jedoch für das kostenlose Zurverfügungstellen eintritt, versucht er, den möglichen Effekt dieses Privateigentums, das arbeitslose Einkommen, wieder aufzuheben. Zur wirtschaftlichen Umstrukturierung hätte es jedoch eines Weiteren bedurft: der Aufhebung des mosaischen Bodenrechts, durch das die Chancen des Zugangs zu dem damals wichtigsten Produktionsmittel durchaus ungleich verteilt wurden.

In der Tat existieren zwei notwendige Bedingungen dafür, dass der immaterielle Lohn, den Jesus voraussieht, Wirklichkeit wird: 1) die allgemeine Zugänglichkeit der Produktionsmittel und 2) das unbeschränkte individuelle Verfügungsrecht über die Produkte.

Es ist offenkundig, dass das sozialistische Produktionssystem die zweite Bedingung nicht erfüllt, und es darf wohl bezweifelt werden, dass die modernen Produktionsmethoden die Erfüllung beider Forderungen überhaupt zulassen können. Um meine These weiter auszubauen, seien zunächst die drei Rechte erläutert, die das Eigentum ausmachen und durch die ein Gut überhaupt erst wirtschaftliches Gut wird, nämlich, in absteigender Hierarchie, Besitzrecht, Verfügungsrecht, Nutzungsrecht. Alle diese Rechte können gesondert Objekte wirtschaftlicher Transaktionen werden. Das Nutzungsrecht legalisiert die Nutzung (den Nießbrauch) des Gutes und kann einem anderen überlassen werden, ohne dass man sich dadurch des Verfügungsrechtes über das Gut begibt, d. h. weiterhin über seine Verwendung verfügen kann. Das Verfügungsrecht ist begründet in der Gewalt, die man über das Ding hat, also im Besitz, der jedoch solange streitig gemacht werden kann, als man nicht auch das Besitzrecht auf das Gut hat, so dass der Besitz zum Eigentum wird.

Gehen wir nun davon aus, dass der Boden, als wichtigstes Produktionsmittel, kein Privateigentum sein kann, d. h., dass an ihm keine individuellen Besitzrechte bestehen, sondern nur individuelle oder kollektive Nutzungsrechte, die vom Inhaber des Verfügungsrechts umverteilt werden können – wobei dieser Inhaber z. B. die Dorfgemeinschaft selbst oder ein von ihrer Billigung abhängiger Einzelner sein kann. Die in Ausübung der Nutzungsrechte produzierten Güter hingegen seien Privateigentum des Produzenten oder zumindest erwachse ihm ein Verfügungsrecht über die Produkte, das ihm durch keinen vorgeordneten Eigentümer streitig gemacht werden kann. Schließlich sei angenommen, dass genügend Boden zur Verfügung steht. Diese Annahme ist, das sei betont, für unser Modell im Prinzip nicht nötig, vereinfacht jedoch die Darstellung. Jeder kann also, sofern er die nötige Arbeitskraft besitzt, soviel Land bebauen, wie er für nötig erachtet, um mit dem Ertrag sich und seine Familie zu unterhalten.

Betrachten wir nun den Wert des Ertrages der Feldarbeit. Es kann kaum bezweifelt werden, dass unsere Wirtschaftssubjekte versuchen, im technischen Sinne zu maximieren, d. h., dass sie ein möglichst günstiges Verhältnis zwischen Aufwand und Ertrag anstreben. Die Grenze bildet der (kaum elastische) Bedarf, der sich dort einpendelt, wo der Grenznutzen unter die Grenzkosten zu fallen beginnt. Im Schnitt von Grenzkosten und Grenznutzen entstehen für die verschiedenen Güter somit Äquivalenzwerte, die zunächst nur rein subjektiv vergleichbar sind, die sich jedoch auch angesichts der für alle Mitglieder der Gesellschaft weitgehend gleichen Produktionsbedingungen als intersubjektiv tragfähig zu erweisen scheinen, nämlich als Basis, auf der die Güter getauscht werden können. Ein Gewinn im marktwirtschaftlichen Sinne, d. h. Profit, ist dabei allerdings nicht zu erzielen. Der Wert der Ernte, die ein Mann einbringt, ist für ihn ja genauso groß wie der Wert der Aufwendungen, die er dafür erbrachte. Möchte er einen Teil seiner Ernte veräußern, wird ihm sein Nachbar nur eben jenen Werte zahlen, den er auch hätte aufwenden müssen, wenn er auf eigenem Feld investiert hätte. Die Tauschpartner haben bei der Transaktion möglicherweise beide einen subjektiven Gewinn, doch lässt sich dieser Gewinn wiederum nicht als Profit objektivieren. Auch Lohnarbeit kann nicht Mittel eines Profits werden: niemand wird für einen anderen arbeiten, wenn der Ertrag, den er dafür erhält, nicht mindestens ebenso groß ist wie der, den er mit dieser Arbeit für sich selbst erwirtschaften könnte.

Wo kollektive Arbeit wünschenswert ist oder nötig erscheint, entstehen Arbeitsschulden, die zumeist wiederum in Arbeit abgetragen werden; eine Bezahlung in Gütern wäre möglich, doch scheint Arbeit für andere subjektiv mit höheren Kosten belastet zu sein als Arbeit für sich selbst, so dass der Arbeitgeber die Arbeitnehmer überbezahlen muss, um sie zufrieden zu stellen. Unter bestimmten Voraussetzung entsteht so schließlich die Möglichkeit, reiche Mitglieder der Gesellschaft zu ruinieren, indem man scharenweise zu ihnen arbeiten geht (Neukaledonien). Die Frage, warum der Reiche den ungebetenen Arbeitern nicht einfach weniger oder nichts mehr zahlt, darf dahingehend beantwortet werden, dass er dann zwar nicht seinen Wohlstand, aber sein Ansehen ruinieren würde, und letzteres zu wahren ist ihm offenbar wichtiger. Ja mehr noch: es mag ihm eine Ehre sein, sich derart ausplündern zu lassen. Um nun auch zu beantworten, warum ihm dies eine Ehre ist, sei zunächst nochmals festgestellt, dass mit wirtschaftlichen Transaktionen in unserem Modell kein Profit zu machen ist. Wer sich anstrengt, kann zwar große Reichtümer erwerben, aber sie bleiben für ihn, sofern er sie nicht wieder konsumiert, «totes Kapital». Er kann also genauso gut auf diese Güter verzichten und sie z. B. an andere, weniger Wohlhabende, verteilen. Jetzt geschieht aber Folgendes: Die Güter, die in den Händen des Reichen eben noch nutzlos schienen, dienen jetzt den Armen

zu ihrer Bedarfsdeckung, stellen also einen Wert dar, den sie kostenlos erhalten: die Kosten hat der Reiche ja bereits getragen. Die Empfänger der Güter geraten damit in seine Schuld, können diese Schuld aber nicht begleichen, da dem Reichen ja nicht am Gütertausch gelegen ist. Diese Schuld stellt sich somit dar als ein Verdienst, das der Geber sich um die Empfänger erworben hat, indem er seine Rechte auf die Güter abtrat: hätte er diese Rechte nicht gehabt, hätte er auch das Verdienst nicht.

Unser Mann kann also doch etwas verdienen: aber nicht Profit, sondern Merit. Während nun aber Profit wieder unmittelbar produktiv verwendet werden kann, stellt sich Merit bisher nur als eine Art ungedeckter Scheck dar. In Profitökonomien pflegt man für Verdienste «Auszeichnungen zu verleihen», was schon von der bloßen Formulierung her die Unfähigkeit beweist, einen angemessenen Gegenwert zu finden. In Meritökonomien hingegen werden die Verdienste unmittelbar durch Zuerkennung von Prestige abgegolten. Prestige hat gegenüber den wirtschaftlichen Gütern den Vorteil, dass niemand es dem Besitzer entwenden kann. Neider können nur versuchen, durch eigene Anstrengungen mehr davon zu gewinnen. Prestigebesitz fordert zum Wettbewerb heraus: Meriten sind, so immateriell sie erscheinen mögen, doch ihrer Herkunft nach messbar – zumindest solange, als ein Wertmesser für die verteilten Güter vorhanden ist. Veranaltet der Geber zum Zweck der Verteilung seiner Güter ein Fest, so sind die zu diesem Zeitpunkt den Teilnehmern spendierten Mengen an Feldfrüchten ebenso messbar wie die Zahl der geopferten Tiere. Die einfachste und am leichtesten vergleichbare Informationen liefert die Zahl der Hauptopfertiere, und da man mit mehr Fleisch auch mehr Gäste beköstigen kann, bestimmt sich die Menge der Feldfrüchte einfach danach, dass niemand auch an diesen Speisen Mangel leidet. Dementsprechend kann eine normierte Rangskala aufgestellt werden: zum Verdienstfest ersten Ranges zwei Rinder, zweiten Ranges fünf Rinder, dritten Ranges zehn Rinder usw. Gelegentlich kommt es auch zur äußerlichen Kenntlichmachung des Ranges, den ein Festgeber erreicht: nicht nur die Größe seines Hauses, sondern auch gewisse Abzeichen, Stoffmuster usw. können dies zum Ausdruck bringen und nur demjenigen erlaubt sein, der die entsprechenden Feste gegeben hat. Reines Prestige hat den Nachteil, dass es mit der Zeit verblasst: mit der Einführung von Namen und Orden wird dieser Nachteil behoben. Denkmalsetzungen sorgen schließlich dafür, dass das Prestige auch noch den Tod seines Trägers überdauert.

Wir sind jetzt soweit, dass wir den Mangel an Ressourcen wieder in unser Modell einführen können. Selbst der freie Zugang zu dem Produktionsmittel Boden kann nämlich nicht verhindern, dass einige Produzenten zeitweise Hunger leiden müssen, weil z. B. die Felder nicht ständig (sondern nur einmal im Jahr) Ertrag liefern und dieser Ertrag zudem unvorhersehbaren Schwankungen unterliegen kann. Die beste

Kenntnis der Böden hilft nichts gegen Wetterunbill, gegen Pflanzenkrankheiten und gegen Krankheiten von Mensch und Tier. Für die Auswirkungen dieser Versorgungsengpässe auf das Wirtschaftssystem von enormer Wichtigkeit sind jetzt Möglichkeiten zum Sammeln wildwachsender Pflanzen, zu Jagd und Fischfang (wenn es auch in den Monografien über sie meist nur heißt, dass sie keine Rolle mehr spielen). Sind nämlich diese Ausweichmöglichkeiten nicht gegeben, müssen sich die (zunächst) temporär Verarmten verschulden, und indem man den Verschuldeten einen Zinssatz diktiert, kann man in der Tat profitieren, sich arbeitsloses Einkommen sichern. Solange indessen dieses Einkommen nicht in Bodenrechte umgesetzt werden kann und niemandem dadurch der Zugang zu Produktionsmitteln beschnitten wird, bleiben praktisch nur zwei Möglichkeiten der Verwendung dieses Reichtums: entweder, dafür Schatzgüter einhandeln, oder, ihn wiederum verteilen. Wir haben bereits festgestellt, dass die Umwandlung in Prestige größere Sicherheit bietet – seiner Schatzgüter kann man verlustig gehen, seines Prestiges hingegen, besonders wenn es mit Namen gekoppelt ist, nicht. Doch sind Schatzgüter durchaus nützlich, wenn es sich darum handelt, über Jahre hinweg auf ein Verdienstfest hin akkumulieren zu müssen – Nahrungsmittel verderben, Tiere können durch Epidemien hinweggerafft werden. Verdienstfeste setzen so, in gewissem Sinne, die Verwendung von Schatzgütern voraus. Zudem lassen sich Schatzgüter im Notfall zurückverwandeln in Gebrauchsgüter, Prestige hingegen nicht. Wer klug ist, schafft sich also beides an: Schätze und Prestige.

Nun setzt aber der Erwerb von Prestige im wirtschaftlichen Bereich den Erwerb von Meriten voraus. Und als Wucherer kann man sich nicht um die Gemeinschaft verdient machen: hier nimmt man ja, statt zu geben. Leute, die dafür bekannt sind, dass sie ihren Reichtum auf Kosten anderer erworben haben, können zwar Feste geben, aber nicht damit rechnen, dadurch Meriten zu erwerben. Von einem Festgeber erwartet man also mehr als nur Feste geben. Er muss nicht nur zu Festzeiten, sondern immer ein gastliches Haus haben, und wer ihm gibt, muss damit rechnen können, mehr zurückzubekommen. Es kann zur festen Einrichtung werden, dass man dem Festgeber Geschenke mitbringt, durch die er sein Fest noch großartiger gestalten kann: diese Geschenke sind in Wirklichkeit jedoch Kredite. Der Festgeber muss sie, in angemessener Zeit, mit hohen Zinsen zurückzahlen (Khumi, Kwakiutl). Man greift so bereits auf das vor, was der Festgeber erst noch erwirtschaften muss (Salomonen). Je höher seine Verschuldung, desto höher der Kredit, den er bei seinen Klienten genießt (die Numaym der Kwakiutl als Klientel). Und es gibt nur eine Methode, in eine solche Stellung zu gelangen und sie zu halten: arbeiten und nochmals arbeiten.

Um die Stellung weiter auszubauen, ist es nötig, mehr Arbeitskraft zu vereinigen (Salomonen). Und dies ist in der Tat möglich: jeder, der mitarbeitet, partizipiert ja

am Prestige. Auf höherer Ebene stehen sich jetzt nicht mehr der Festgeber und seine Klienten gegenüber, sondern verschiedene Festgeber, denen ihre Klienten helfen, sich gegenseitig zu übertrumpfen. Das ganze wird zum Wettbewerb zwischen Gruppen, deren Anführer versuchen, sich gegenseitig durch immer größere Freigebigkeit in Schulden zu stürzen, bis schließlich einer von ihnen den Bankrott erklären muss. Sein Gegner hat ihn so mit Reichtum eingedeckt, dass er nicht mehr fähig ist, noch mehr zurückzugeben. Vom profitwirtschaftlichen Standpunkt aus gesehen scheint das Ergebnis paradox: wer sich ruiniert hat, freut sich seines Erfolges, wer sich saniert hat, ist zutiefst beschämt. Die sozialen Folgen halten jedoch den Vergleich mit dem besten Wohlfahrtsstaat aus: solange die Ressourcen nicht versiegen, braucht niemand zu hungern, und wo Steuern in eine Gemeinschaftskasse zu zahlen sind, ist es für die «big men» eine Ehre, recht hoch veranlagt zu werden. Hohe Arbeitsleistung ist Trumpf, und in ihrem Bemühen um Steigerung der Produktivität und Erschließung neuer Quellen sind die Leute (wie u.a. das Beispiel der Kwakiutl zeigt) auch durchaus bereit, in ein Wirtschaftssystem mit Gewinnrechnung einzusteigen. Der Ärger ist nur, dass der profitwirtschaftlich orientierte Europäer vermeint, zuallererst die verschwenderischen Feste abschaffen zu müssen, ehe den Leuten zu helfen ist.

Nicht alle somptuösen Fest können jedoch als Verdienstfeste angesprochen werden. Mehr noch: Verdienstfeste sind zwar ein augenfälliges Merkmal für die Meritökonomie, sie stellen jedoch nur ein hinreichendes und keinesfalls ein notwendiges Indiz dar. Man kann auch durch kontinuierliche Leistungen für andere Meriten erwerben – und dies ist der einzige Weg, wo Möglichkeiten der Akkumulation auf ein Fest hin fehlen. Wichtig ist nur, dass die erworbenen Meriten in Prestige umgesetzt werden können und dass sie, wenn auch nicht das einzige, so doch das entscheidende Mittel sind, Prestige zu erhalten. Insbesondere ist das Vorhandensein der oben erwähnten Rangskala durchaus kein Hinweis auf eine Meritökonomie, da hier durch die Institutionalisierung die Möglichkeit besteht, dass der zugehörige Status gegen entsprechende Leistungen zuerkannt wird unabhängig davon, aus welcher Quelle die distribuierten Güter stammen. Erwerben diese Güter dem Reichen z. B. aus Vorrechten über die Produktionsmittel oder über die Produzenten selbst, so bewirkt die Verteilung der Güter an diejenigen, denen sie zunächst vorenthalten oder abgenommen wurden, keinen Meritgewinn, sondern nur eine Schuldentilgung, ohne die des Gastgebers Vorrangstellung in Gefahr geriete. Bei zunehmendem Eigentumserwerb an den Produktionsmitteln können dieser Weise institutionalisierte Verdienstfeste fast unmerklich in Redistributionsfeste überführt werden.

Soweit mein Modell, das auf ethnografischem Material über Wirtschaftssysteme Ostafrikas, Südasiens, Melanesiens und Nordwestamerikas basiert. Wenn ich mich in der Diktion vorwiegend auf Feldbauern bezogen habe, so soll das nicht heißen, dass Meritökonomie nicht auch in anderen Wirtschaftshorizonten zu finden wäre. So müsste z. B. das Modell auch dort anwendbar sein, wo nur immaterielle Güter produziert werden, vorausgesetzt nur, dass an ihnen nicht beugbare Verfügungsrechte erworben werden können, während der Zugang zu den Produktionsmitteln offen bleibt.

Ein solcher Fall liegt nun offenbar im Bereich der Wissenschaft und Forschung vor. Die Produktionsmittel (Labore, Büchereien etc.) können zwar z.T. Privateigentum werden, durch öffentliche Einrichtungen ist aber dafür gesorgt, dass der Zugang in gewissem Umfang offen bleibt. Wo dies nicht der Fall ist, ergibt sich alsbald die Möglichkeit eines Ausbeutungssystems, in dem z. B. ein Instituts-Chef in Ausübung seines Verfügungsrechtes die Nutzung der Forschungsmittel nur denen gestattet, die ihm einen Teil ihres Arbeitsertrages abliefern. Sehen wir davon ab, so ähneln die Verhältnisse auffällig jenen der Feldbauer, sofern wir nur wissenschaftliche Ergebnisse als das tägliche Brot der Mitglieder der Gemeinschaft auffassen, obschon hier die Leistungen der einzelnen nur sehr schwer messbar sind. Die mangelnde Quantifizierbarkeit der wissenschaftlichen Ergebnisse ist der Grund, warum diese Güter nicht eigentlich Gegenstand des marktwirtschaftlichen Systems geworden sind, obschon eine solche Einbeziehung in die Auftragsforschung versucht wird. Indessen sind diese Erscheinungen sozusagen nur eine Form des Außenhandels; innerhalb der Gemeinschaft geht es nämlich nicht an, einem Kollegen eine Idee abkaufen zu wollen, und ebensowenig ist Benutzung der Ergebnisse anderer ohne Erlaubnis, d. h. Plagieren, zulässig. Es kommt ein Weiteres hinzu: alle Bezahlung von Wissenschaftlern darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass innerhalb dieses Systems Arbeitszeit keinen eigenen Preis hat, sondern dass sich der Wert der Arbeit erst im Wert des Ergebnisses zeigt. Dennoch ist es das Ziel, mit möglichst geringen Arbeitskosten zu möglichst guten Ergebnissen zu kommen. Von der Mehrung der Ergebnisse hängt der Fortbestand des Systems und damit der Wissenschaftler als solcher ab.

Indessen sind die Leistungen der Einzelnen sehr unterschiedlich, und mancher hat das Pech, zeit seines Lebens nur von den Ergebnissen anderer zehren zu müssen. Ergebnis: die weniger Erfolgreichen geraten in die Schuld der großen Gelehrten, können diese Schuld jedoch nicht begleichen. Erfolgreiche Wissenschaftler werden so zwangsläufig zu verdienten Wissenschaftlern, und die Gemeinschaft löst ihre Schuld ein durch Zuerkennung von Prestige. Je mehr einer zum allgemeinen Wohl beiträgt, desto größer wird sein Prestige; und schließlich kann er noch mehr

Arbeitskraft vereinigen, indem seine Klienten (lies: Schüler) jetzt ihrerseits ihm helfen, seine Kapazität zu vergrößern. Der Wettbewerb zwischen den Kapazitäten mobilisiert ihre Kräfte, und wer schließlich mit den besseren Ergebnissen den ändern geschlagen hat, mag sich völlig verausgabt haben, kann aber seines Prestiges sicher sein: er hat sich, wie man so schön sagt, ein Denkmal gesetzt. Auch südostasiatische Verdienstfestgeber setzen sich ihre Denkmäler nicht *post mortem*.